

Reiseeindrücke aus Spanien [Schluss]

Autor(en): **Streit-Bürki, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 36

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reiseeindrücke aus Spanien.

Von Elisabeth Streit-Bürki.

(Schluß.)

Ein Abend in Toledo.

Das Straßenleben erwacht erst gegen Abend, der Hitze wegen, die tagsüber auf allem lastet. Am buntesten ist es zwischen zehn und elf Uhr abends. Ich sitze auf meinem Lieblingsplatz am Zocodover und schaue in das Auf- und Abwogen der vielen Menschen, die lachend und schwäzchend, oder auch ernst und sittsam in der Abendkühle sich ergehen. Wer hätte geglaubt, daß diese stille Stadt so viel Menschen bergen könnte, so viel frohes, lachendes Leben. Da kommen Väter mit ihrer großen Kinderchar. Kinderreichtum scheint in Spanien noch als Segen des Himmels betrachtet zu werden. Mütter sind nur dabei, wenn sie noch jung und hübsch sind. Köstlich muten die Liebespärchen an, die nicht Arm in Arm gehen dürfen, da die Sitte es erst den Verheirateten gestattet. Sie gehen mit ineinandergeschobenen Ellbogen fein sittsam dahin, oft unter väterlicher Aufsicht. Die Jungen aus der Kadettenschule im alten Alcazar beleben das Bild mit ihren frischen, hübschen Uniformen. Das ist ein Lachen und Schwätzen, ein Kommen und Gehen, so farbig und lebendig — und doch wieder so unwirklich und fern. Bewirkt das der Rahmen des Bildes, diese ehrwürdigen alten Hausfassaden rings um den Zocodover, diese dunklen Gäßchen, die sich von hier aus verlieren und die der Phantasie so viel Spielraum lassen? Ist es nicht, als müßte der ganze frohe Spuk verschwinden, sobald das Uhrwerk dort oben im offenen Glockenturm die weckende, mahnende Stimme erhöhe? Sind es nicht Menschen einer vergangenen Zeit, die aus den Schatten der alten Paläste aufgestanden sind, um unter dem Vollmondhimmel zu lustwandeln? Mein Auge erkennt plötzlich in manchem Gesicht Spuren des maurischen und des jüdischen Blutes, des Blutes derer, die hier einmal so mächtig gewesen, daß ihr Einfluß bis auf den heutigen Tag der stärkste geblieben ist, der Stadt und Menschen formte.

Mich lockt es, Toledos Gäßchen beim Mondschein aufzusuchen. Das bunte Leben am Zocodover liegt hinter mir. Tieffte Stille umgibt mich. Leise trete ich auf, um sie nicht zu stören. Da dringt Musik an mein Ohr. Die Straße fällt auf einen kleinen mit spärlichem Gras bewachsenen Platz. Dort tanzt unter freiem Himmel junges Volk. Die kleinen Mädchen und Buben klatschen mit festen Händchen den Takt, zwei braune Gesellen spielen die Gitarre und die jungen Mädchen tanzen mit den Burschen im Kreis. Sie halten sich nicht gefaßt. Frei und schön bewegen sie sich, bald gleitend und wiegend, bald in tollen Wirbeln. Versteckt in einem dunkeln Torbogen schaue ich zu. Ich weiß, das schöne Spiel fände sein Ende, sobald man eines Fremden gewahr würde. Dieses einfache Volk liebt es nicht, sich zu produzieren, es tanzt und spielt aus innerem Drang, rein nur zur eigenen Freude.

Wie eine große, rote Fadel hängt der Vollmond über dem Gäßchen, das mich zurückführt. Die Musik wird leiser und leiser. Die Menschen, die eben noch den Zocodover belebten, verschwinden in den stillen Straßen. Toledo versinkt wieder in seinen Schlaf.

Ein Garten.

Immer noch kommt es vor, daß ich mich verirre, daß ich bestimmt glaube, hier schon oft gewesen zu sein, bis ein eigenartiges, mir gänzlich unbekanntes Bauwerk zeigt, daß ich mich täusche. Retter in der Not war da schon oft ein Esel, der mich geduldig nach dem Hotel trug, begleitet von braunen, feingliedrigen Jüngelchen, die ihn mit Stock und Fäusten den Weg dahin trieben. Heute will kein rettender Geist auftauchen. Das holprige, heiße Pflaster tut den

Füßen weh, nirgends findet sich eine Bank zum Ausruhen. In der hohen Mauer, die die Straße auf der einen Seite begleitet, steht ein Tor halb offen. Den Eintritt verwehrt niemand.

Ich befinde mich in einem wunderschönen Garten, einer kleinen Oase mitten in der Steinwüste. Er ist ein großes Viereck. Ringsum führt eine Rebenlaube, von der die reifen Trauben goldig herunterhängen. Rakteen, Oleander, Feigenbäume und Mandarinenbäumchen füllen den Raum. Reifende Orangen und Zitronen leuchten aus dunklem Laub. Auf einer steinernen Bank in der Rebenlaube ruhe ich mich aus. Der Boden ist mit farbigen Kacheln ausgelegt. Ein feiner Brunnen plätschert unsichtbar.

Da nähert sich eine alte Frau, die anscheinend im Garten gearbeitet hat. Erschreckt und mich entschuldigend stehe ich auf. Sie deutet still auf ihre Ohren. Sie ist taub. Da sie mich nicht gehen heißt, gedenke ich noch eine Weile in diesem wohlthuenden Grün zu bleiben. Aber nach einer Weile kommt sie wieder. Sie legt zwei reife Feigen in meinen Schoß und deutet nach dem Tor. Ich begreife plötzlich, daß es nicht ihr Garten ist, den sie besorgt, daß sie mich wegschicken muß. Ist es aber nicht rührend, daß sie, wie zur Entschuldigung und wie um mir zu bedeuten, daß sie gut von mir denke, diese Früchte in meinen Schoß legt? Es ist nicht das erste Mal, daß ich staune ob dem Feingefühl, das die einfachsten Menschen hier an den Tag legen. Das Wesen des spanischen Menschen berührte mich all die Zeit über ungemein wohlthuend. Kindlich frohmütig, heiß und doch wieder weich ist es mir begegnet. Das einzig Unverständliche bleibt mir dabei aber die Tierquälerei, die jeder Beschreibung spottet.

* * *

Im Hotel wundert man sich, daß ich nicht schon längst abgereist bin. Die meisten Fremden reservieren für Toledo einen Tag; sie kommen morgens und verreisen mit dem Abendzug wieder, der sie noch rechtzeitig für Theater und Konzert nach Madrid bringt. Was denn in Toledo alles zu sehen sei, fragt der Kellner, ein hundertprozentiger Toledaner, naiv. Außer der Kathedrale und einer Menge alter Mauern sei doch da nicht viel, außer etwa noch die Bilder des Greco. Aber die seien ja verrückt. Solch lange Glieder und grüne Gesichter habe doch kein Mensch. Es ist nutzlos, ihm begreiflich machen zu wollen, daß Greco einer der bedeutendsten Maler gewesen sei und daß auch er Toledo berühmt gemacht. Der gute Mensch kann es auch nicht verstehen, wie Menschen, die gewohnt waren, mit Straßenbahn und Auto zu fahren, nun großes Vergnügen daran finden können, auf Eseln zu reiten. Toledo bietet nämlich außer den Eseln keine Fortbewegungsmöglichkeit. Die grauen, geduldigen und furchtbar trägen Gesellen gehören unzertrennlich zum Straßenbild.

Mich aber dünkt es fast unmöglich, schon von hier wegzugehen. So manches ist noch, das ich nicht gesehen, so vieles, das ich immer und immer wieder anschauen möchte. Toledo ist unerschöpflich. Es ist so, wie Justi sagt: „Ginge einmal in einer Kulturkatastrophe alles ringsum zugrunde, man könnte einen Abriß der Kunst der Jahrhunderte aus Toledos Denkmälern herstellen. Es ist, als sollten die Heiligtümer eines Reiches hier im Depot verwahrt werden, harrend der Zeit, wo die Nation wieder damit gesegnet werden wollte.“

Morgen sei in Madrid großer Stierkampf. Das dürfe ich mir nicht entgehen lassen, redet man mir von allen Seiten zu. Um den Spanier, um Spanien zu kennen, müsse man unbedingt einmal dem Nationalspiel beigewohnt haben.

So nehme ich denn Abschied von Toledo. So wehmütig hat mich noch kein Abschied gestimmt. Ich fühle es, daß ich einer geheimen Sehnsucht nach dieser stillen, arabisch-mittelalterlichen Stadt nie mehr werde loswerden können.